

## Einführung

Ende November 1997 bot mir der Vorstand der SAG überraschenderweise an, die Nummer für das Jahr 1998 mit Beiträgen aus der Nord-Amerikanistik zusammenzustellen. Es war mir von Anfang an klar, dass eine so kurzfristig ins Auge gefasste Nummer terminliche Probleme verursachen würde, da die wenigsten Autorinnen und Autoren druckreife Manuskripte in der Schublade haben, die sie bei Anruf gleich einschicken können.

Mein erster Rundbrief ging an jüngere Deutschschweizer Ethnologinnen und Ethnologen, die in den 90er-Jahren ihr Studium mit einer Lizentiatsarbeit oder einer Dissertation im Bereich Nord-Amerikanistik abgeschlossen haben. Ich wollte ihnen die Möglichkeit bieten, über die meist unveröffentlichten Thesen einen zusammenfassenden Aufsatz zu schreiben, um ein breiteres (akademisches) Publikum zu informieren. Von den acht Angeschriebenen haben allerdings nur vier positiv reagiert und termingerecht ihre Beiträge abgeliefert (Braun, Leupi, Meyer, Wallner). Die Redaktion des SAG-Bulletins suchte deshalb im Sommer 1998 nach weiteren Beiträgen, um eine Nummer füllen zu können. Mit vier weiteren Texten (Bieder, Csonka, Dietz, Gerber) ist dies möglich geworden, wobei der letzte Beitrag erst im Oktober zugesichert wurde.

Dies zur Erklärung der unbeabsichtigten Verspätung der Bulletin-Nummer und der Heterogenität der Beiträge. Seit einigen Jahren bemüht sich die Redaktion darum, die Bulletin-Nummern nicht nur termingerecht, sondern auch thematisch zu konzipieren; bei der vorliegenden Nummer kann mit Sicherheit nur gesagt werden, dass die Beiträge geographisch gesehen nördlich des Rio Grande anzusiedeln sind...

Dennoch können die acht Beiträge thematisch gegliedert werden. Mit den beiden ersten Texten von Matthias Dietz-Lenssen und Monika Leupi blicken wir ins 19. Jahrhundert, als deutsche, teils adlige Reisende und Auswanderer mit der indigenen Bevölkerung Nord-Amerikas in Kontakt kamen. Dieser Kontakt mit dem «Anderen», dem «Fremden» war stark von der eigenen kulturellen «Wahrnehmungsbille» gekennzeichnet. Es erstaunt deshalb nicht, dass Siedler benachbarte Indianer als «Kannibalen» und Forschungsreisende die indianische Frau als «eine braugeschminkte Europäerin» schildern. Und dass die Indianer auch noch für Verfehlungen und Verbrechen der Weissen herhalten mussten, verwundert auch nicht. *Tempi passati?* Im Konkreten ja, im Allgemeinen nein: Die Geschichte von damals ist vorbei,

das Muster der Wahrnehmung ist bis heute feststellbar, auch im Zeitalter von Internet und Globalisierung. Das ethnozentrische Verhaltensmuster vieler Touristen in fremden Ländern und der distanzierte Umgang mit fremdkulturigen Immigranten und Asylsuchenden sprechen nicht für eine aufgeklärte, tolerante Einstellung gegenüber Multikulturalität.

Monika Leupi's Aufsatz weist im übrigen auf die Schwierigkeit hin, alte Quellen für eine Ethnographie der Frauen zu verwenden, denn bekanntlich wurden diese fast ausschliesslich von Männern verfasst. Aus den Reiseberichten der drei Deutschen jedenfalls erfährt man mehr über ihr Frauenbild als über die indianischen Frauen jener Zeit.

Im Beitrag von Sebastian Braun und in meinem eigenen geht es um die Berichtigung der bis heute verbreiteten Klischee, die den «Indianer» als besonders «kriegerisch» oder als besonders «harmonisch» handelnden Menschen beschreiben. Im seinem konzisen Aufsatz über «Austausch und kriegerische Auseinandersetzung» stellt Braun klar, dass solche Simplifizierungen angesichts komplexer Beziehungen zwischen benachbarten Gruppen verfehlt sind, und fasst zusammen: «Living in traditional North America did neither mean living in a state of war nor living in a state of peace; it meant living in a state of peace and war.»

Gegen solche Vereinfachungen und Mystifizierungen habe ich selbst in meinem Vortrag, der meinem Aufsatz zugrunde liegt, angekämpft, was bei einigen Zuhörern und Zuhörerinnen schlecht ankam: Der «Indianer» als «edler Wilde» ist nach wie vor beliebter als der Indianer als «Mensch wie du und ich». Indianische Menschen ärgern sich zunehmend über solche «weissen Klischees», auch wenn sie sie manchmal als taktisches Argumentationselement selber anwenden. Sie erwarten von ihren «Indianerfreunden» hingegen ein vorurteilslose Unterstützung im Kampf um ihre Selbstbestimmung und um ihre Landrechte. Ich komme weiter unten darauf zurück.

Um allfällige Berichtigungen bisheriger wissenschaftlicher Thesen geht es im Forschungsbericht von Yvon Csonka. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion öffnete sich für nicht-russische Forscher eine ethnographische «terra incognita»: der «wilde (Nord-)Osten» Sibiriens. Trotz vielfältiger Schwierigkeiten bei der Durchführung ihrer Untersuchungen hoffen die oftmals international zusammengesetzten Forschungsteams auf neue Erkenntnisse über die Entwicklung der prähistorischen Eskimo-Kulturen.

Mit dem zweiten Inuit-Beitrag in dieser Bulletin-Nummer machen wir einen Sprung über Jahrtausende in die Gegenwart: Adrian Meyer zeigt uns, wie sich die Selbstbestimmung der grönländischen Ureinwohner im Verlauf der letzten rund fünf Jahrzehnten entwickelt hat. Ohne entsprechende Änderungen im Verhältnis der «Kolonialmacht» (hier Dänemark) zur «Kolonie» (hier Grönland) und ohne Regelung der Land- und Ressourcenfrage ist eine selbstbestimmte Lebensgestaltung für indigene Völker nicht denkbar. Die jüngste Geschichte Grönlands zeigt allerdings auch, dass eine erlangte Autonomie die lokalen Probleme der Bevölkerung nicht einfach löst. Differenzierte politische und wirtschaftliche Strukturen sind gefragt, die unter Mitbestimmung der lokalen und regionalen Bevölkerung entwickelt werden müssen.

Ein sehr konkretes Beispiel der Interessenkonflikte um Land und Ressourcen beschreibt Astrid Wallner in ihrem Beitrag. Irritierend, wenn nicht gar peinlich, ist der Konflikt zwischen den «grünen Indianerfreunden» und den lokalen Nuu-chah-nulth über die Frage, was aus den gemässigten Regenwäldern am Clayoquot-Sund werden soll: ein absolut geschützter Naturpark oder ein Territorium, das den Indigenen zurückgegeben wird und das sie nach eigenem Gutdünken nutzen und schützen können. Dass sich die Umweltschützer einmal mehr dem ausschliesslichen Naturschutz verschrieben haben und die in diesem Gebiet lebenden (indigenen) Menschen übergehen, bringt sie in die Nähe der Holzwirtschaft und der mit dieser verbandelten Provinzregierung. Nicht nur Regierungen und Ressourcen-Industrien haben noch einiges bezüglich der Rechte indigener Völker

zu lernen, auch gewisse «Indianerfreunde» — ich habe es oben angedeutet — und Umweltschützer scheinen immer noch nicht zu begreifen, was Selbstbestimmung wirklich heisst.

Diese Bemerkung gilt ebenso im Falle der Legislative in den USA. Wie Robert E. Bieder aufzeigt, werden die Rechte der Indianer bis heute beschnitten, und nicht, wie man hätte annehmen können, in den letzten zwei Jahrzehnten ausgeweitet. Auch ein so wohlklingendes Gesetzeswerk wie das US-amerikanische «Indian Civil Rights Act» von 1968 stellt eine Bedrohung der restlichen Aspekte der Souveränität tribaler Kulturen dar. Wer sich mit dem Völkerrecht betreffend der indigenen Völker befasst, dem ist schon seit längerem klar, dass Bürgerrechte wie die Internationale Konvention der Menschenrechte von 1948 die indigenen Kollektivrechte weitgehend ignorieren. Unbestritten ist zwar, dass der Schutz des Individuums nicht durch Kollektivrechte gefährdet werden soll; dass jedoch Kollektivrechte das Individuum auch schützen und nicht zuletzt seine Identität fördern können, ist weit herum noch keine anerkannte Tatsache. Die langwierigen Auseinandersetzungen im Schosse der UNO über die neu erarbeitete «Deklaration zum Schutze der indigenen Völker» demonstriert, dass wir mit einer für die Indigenen befriedigenden Lösung ihrer Probleme um Landrechte und Selbstbestimmung mindestens noch eine Jahrtausendwende abwarten müssen.

Peter R. GERBER  
Völkerkundemuseum der Universität Zürich